universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Karl Domanigs gesammelte Werke

Karl Domanig. Ein Lebens- und Persönlichkeitsbild von E. M. Hamann. Literarisches Selbstporträt. Der Katholizismus in der Literatur. Wanderbüchlein mit Nachtrag neuerer Gedichte. Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung. Um Pulver und Blei. Eine epische Dichtung

Domanig, Karl

Kempten, 1914

Der Katholizismus in der Literatur

urn:nbn:at:at-ubi:2-11244

Der Katholizismus in der Literatur

Ich habe einen Mann gekannt — seine Freunde nannten ihn zuweilen wegen seiner nervösen und gereizten Stimmung den Herrn Grämlich. Der Mann war ein solider Familienvater, der an seinen Kindern hing, ein braver Gatte, der seine Frau schätzte und liebte, wozu er alle Ursache hatte; aber die Stellung des Mannes brachte es mit sich, daß die Familie diese und jene Gesellschaften besuchen mußte, und das ging nie ab ohne Verdruß — aus keinem anderen Grunde, als weil Herr Grämlich in solchen Fällen es immer schmerzlich empfand, daß seine Frau nicht den „Chic" einer Weltdame besaß, daß sie, die in den Pflichten gegen ihr Haus und in Werken tätiger Nächstenliebe völlig aufging, nicht auch über Theater und Literatur zu sprechen verstand, und daß die Kinder es nie recht fertig brachten, in der Gesellschaft Papa und Mama zu sagen, da sie daheim nur immer mit Vater und Mutter um sich warfen. Von jedem Ausflug und jedem Kränzchen kam Herr Grämlich verstimmt nach Hause. Er schämte sich seiner Familie und fürchtete sogar — denn er war subaltern — für seine Karriere; man wird ihm, meinte er, die Repräsentationsfähigkeit absprechen. Was Wunder, daß er oft übler Laune war und daheim polterte und zankte, so daß er bei seinen Nachbarn, die nicht tiefer sahen, sogar in den Ruf kam, unglücklich verheiratet zu sein.

Es half nicht viel, wenn einmal Herrn Grämlichs Freunde dazwischentraten und ihm eindringlich vorhielten, daß er mit seiner hausbackenen Frau doch hundertmal besser daran sei als andere mit ihren wurmstichigen Weibern; und daß es besser sei, so gesunde, kräftige Rangen zu Kindern zu haben, als jene Zieräffchen, denen man allerorts begegne. Herr Grämlich widersprach: eine richtige Frau müsse beides verstehen: ihre Schuldigkeit daheim und die Repräsentanz nach außen. Daß seine gute Frau nicht darnach erzogen war und beim besten Willen das Versäumte nicht ohne weiteres nachholen konnte, begriff er nicht.

Und das hätte Herr Grämlich doch zuerst begreifen müssen, und das sollten auch wir Katholiken uns immer wieder in Erinnerung bringen, daß man, um sich in die Welt zu schicken, für die Welt erzogen sein muß. Das sollten insbesondere jene Unzufriedenen bedenken, welche die uralte, immer neue, wenn auch nur äußerliche Überlegenheit der „Kinder dieser Welt" so überaus schmerzlich empfinden und ihren Klagen darüber immerfort, oft in allzu lauten Worten, oft mit ungerechten Vorwürfen, oft im Tone eines unverbesserlichen Pessimismus Ausdruck geben. Wer von uns muß nicht wünschen, daß wir Katholiken auf allen Gebieten unsern Mann stellen, ja womöglich unsere Gegner in allem überflügeln; wie aber war das zu erreichen, nachdem wir, um nur auf eines hinzuweisen, seit Jahrhunderten aller Hochschulen beraubt und sozusagen davon ausgeschlossen sind? Erst

allmählich werden wir wieder Fuß fassen, erst in jahrzehntelanger Arbeit die Stellung erobern können, die wir einst besaßen und die uns gebührt. Ich sage in voller Übereinstimmung mit Albert Ehrhard[1]): „die Stellung, die uns gebührt" und folgere daraus: daß es für uns alle Pflicht und Schuldigkeit ist, diese Stellung zu erstreben. Für uns alle, auch für uns katholische Literaten.

Und wie werden wir also — die Frage soll uns hier beschäftigen — wie werden wir Literaten dieser Pflicht genügen? Fürs erste und vor allem: wir können uns überflügeln, geschieht es, zwar durchaus nicht in allen, wohl aber in vielen Fällen deshalb, weil sie tatsächlich schöner

1) A. Ehrhard in Katholisches Christentum und moderne Kultur, S. 82: „Der klare und sichere Standpunkt des Katholiken befähigt ihn zu einer führenden Stellung im modernen Kulturleben. Diese führende Stellung dürfen die Katholiken mit größerem Rechte vom Standpunkt der modernen Kultur selbst beanspruchen als jene Kreise, die durch ihre falsche Stellung zu den höchsten menschlichen Idealen die tiefe Disharmonie hervorgerufen haben, an der unsere Zeit krankt und die sich offenbart in den falschen modernen Weltanschauungen bei allem Eifer der Geistesarbeit und trotz zahlreicher neuer Erkenntnisse in den Natur- und Geschichtswissenschaften; in den sittlichen Schwächen der modernsten Literaturerzeugnisse bei aller Virtuosität der sprachlichen Form und aller Feinheit des literar-ästhetischen Geschmackes; in der Gedankenarmut und dem sklavischen Naturalismus der Kunst trotz aller Fortschritte der Technik; in der inneren Hohlheit so mancher Gebiete des modernen Lebens bei allem Glanze seiner äußeren Erscheinungen."

schreiben und so, daß man sie lieber liest. Ich meine nun nicht, wir sollten ebenso wie sie den Leidenschaften schmeicheln; aber wenn wir die Mahnung des hl. Augustin befolgen wollen, so zu schreiben, als ob ein Engel uns diktierte und eine Jungfrau uns vorlesen sollte, dann mögen wir zu Engel und Jungfrau nur auch ein Teufelchen dazu denken, das uns die Silben nachzählt und alle Kompositionsfehler und Geschmacklosigkeiten vorhält und namentlich, sooft wir anfangen, langweilig zu werden, uns sehr vernehmlich in die Ohren gähnt.

Es ist uns in dieser Hinsicht seit einigen Jahren bereits vorgearbeitet worden. Die Kritik katholischer Organe ist, ich will nicht sagen durchaus besser geworden, denn dann müßte sie umsichtiger, gründlicher, fruchtbarer geworden sein, aber sie ist im Loben vorsichtiger geworden. Und das ist in den meisten Fällen schon etwas. Was jetzt vor allem zu wünschen bleibt, ist, daß sie auch im Tadel vorsichtiger und verständiger wäre!

Da kommen nun aber unsere Malkontenten und tadeln ganz im allgemeinen, daß wir das konfessionelle Moment viel zuwenig von der Literatur ferne hielten; es gelte, sagen sie, uns eine Stellung zu schaffen in der deutschen Nationalliteratur, und das sei angesichts der Zweidrittelmehrheit der deutschen Protestanten nicht denkbar, solange wir uns immerfort als Katholiken geben. Catholica non leguntur; „Heraus aus der Burg", hat man uns zugerufen.

Seht ihr, das ist die Stimmung des Herrn Grämlich! Unsere Freunde sind unzufrieden mit uns zunächst und hauptsächlich darum, weil wir einen unverhältnismäßig kleineren Erfolg aufzuweisen haben als unsere Gegner, einen so viel geringeren Absatz unserer Bücher und keinen Zutritt zum Theater. Sie kennen uns vielleicht nicht genug (— ja sie kennen uns vielfach gar nicht!), aber wir genügen ihnen nicht, weil wir nicht gentlemanlike, nicht à la mode sind.

Freilich, die Tatsache, daß die katholische Literatur, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, nur einen geringen, im gegnerischen Lager sogar verschwindend kleinen Absatz zu erzielen vermochte, die Tatsache muß zugegeben werden. Aber nun sehen wir ein wenig näher zu: was bedeutet diese Tatsache? Sie bedeutet, daß katholische Literaten — im Kürschner braucht nicht einmal das (k) vor ihrem Namen zu stehen — vor allem nicht jene Verleger gewinnen können, deren Namen und weitreichende Beziehungen allein schon, gerade im gegnerischen Lager, das Schicksal eines Buches von vornherein aufs vorteilhafteste beeinflussen; sie bedeutet, daß die Schar der tonangebenden Kritiker und der verbreitetsten Blätter, welche den Büchern ihre Wege bahnen, allem Katholischen feindselig, zum mindesten aber mißtrauisch oder gleichgültig gegenüberstehen; sie bedeutet, daß Bücher, welche keine Lüsternheiten und nicht einmal „moderne" Ideen und Probleme enthalten, für das große Lesepublikum

der Jetztzeit wenig Reiz besitzen; sie bedeutet, daß die Freimaurerei und das Judentum, die unsere Theater gepachtet haben, jedem Andersdenkenden dieselben verschließen: das alles bedeutet die Tatsache unseres geringen Erfolges, mehr bedeutet sie zunächst nicht; daraus ohne weiteres auf die Minderwertigkeit der katholischen Literatur zu schließen, wäre ein offenbarer Fehlschluß.

Glauben nun unsere Freunde, daß wir unter den gegebenen Verhältnissen auf einen großen Erfolg rechnen dürften, wenn wir uns bestreben würden, in unseren Büchern das katholische Moment wie nur immer möglich auszuschalten? Ich glaube es nicht. Mancher ist ja vielleicht schon dahin gekommen, auf diese Weise um die Gunst der Gegner zu werben; erst jüngst konnte man eine Anzeige des Schöninghschen Verlages lesen: ... „Novelle ohne konfessionelle Färbung"; wir wollen es abwarten, ob dieser Beisatz des Verlegers der Verfasserin zur Berühmtheit verhelfen wird. Ich glaube es nicht. Warum hat die Dame die Unvorsichtigkeit begangen, einen katholischen Verlag zu wählen? Die Wortführer der Gegenpartei werden sie darnach einzuschätzen wissen. Und diese werden gerade in der Betonung der Farblosigkeit ihres Buches eine Falle wittern; denn mit der Intoleranz der nicht katholischen Kreise muß gerechnet werden, sie ist stärker und verbreiteter als selbst die Vertrauensseligkeit der Katholiken, sogar derer, die immer und überall zum Paktieren geneigt sind.

Nein, davor dürfen wir unsere Augen nicht verschließen: auf den augenblicklichen Erfolg zu verzichten, müssen katholische Literaten, wenigstens solange die heutigen Verhältnisse andauern, gelernt haben; nicht einmal im eigenen Lager ist uns derselbe gesichert, weil auch das katholische Lesepublikum mehr und mehr daran gewöhnt wurde, sich für die Modeliteratur zu interessieren, und weil Herr Grämlich dafür gesorgt hat, daß die Leistungen in seiner eigenen Familie ja gewiß nie zu hoch eingeschätzt werden. Welcher unserer katholischen Schriftsteller heutzutag nur darum schriebe, um sich die Gunst breiter Massen, um Ruhm und Geld zu erwerben, der mag von vornherein seine Bemühungen für verloren geben.

Wir Älteren sind inzwischen resigniert geworden und haben es endlich — ich sage: Gott sei Dank — gelernt, aus würdigeren Motiven zu arbeiten: aus Pflicht- und Berufsgefühl und in der Hoffnung allerdings auf einen künftigen dauernden Erfolg, in der Hoffnung, sage ich, auf einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur, den eine objektive und vielleicht freisinnigere Nachwelt vergeben wird.

Und jetzt kommen wir aber zur Hauptsache: Hat der Katholik, der sich als solchen in seinen Dichtungen nicht verleugnet, hat er Grund, zu glauben, daß diese seine Hoffnung sich erfüllen werde? Die Frage bejahen wir mit ganzer Entschiedenheit.

In aller Welt ist heute nichts rarer geworden und nichts begehrter als ein männlicher Charakter.

Ihr ratet schlecht, wenn ihr meint, daß wir uns dadurch in Gunst und Achtung setzen werden, wenn wir unsere religiöse Überzeugung zurückstellen. Der Mann in uns sträubt sich dagegen, und es sträubt sich der Poet: „Denn anders sein und singen, das ist ein dummes Ding," hat schon Eichendorff gesagt. — Und gehen wir doch, da man uns mit den Gegnern versöhnen will, zu den Gegnern in die Schule. Eine Nationalliteratur, aus der die Gesinnung verbannt sein soll! Fragt doch nur, was unsere Gegner dazu sagen, wie sie in praxi sich zu dieser Forderung stellen! Und dann verargt es uns, daß wir uns zu einem solchen Eunuchentum nicht hergeben wollen. Nein, noch einmal: Unser Zeitalter lechzt nach Charakteren. Schon darum, weil der verfemte katholische Dichter als ein Charakter dasteht, hat er Anwartschaft, früher oder später zur Geltung zu kommen. Das ist das erste, was er vor vielen, um nicht zu sagen den allermeisten, modernen Poeten voraus hat.

Das zweite ist seine gefestete und gesunde Lebensanschauung. Und da vergleicht uns nun wieder mit den anderen: welche Haltlosigkeit, welcher Mangel an Logik, welche Zerfahrenheit auf ihrer Seite! Welch eine Skala von Verschrobenheiten, angefangen von den Interjektionen der modernen Lyriker bis zum Pessimismus eines Ibsen, zum Zynismus eines Spitzer! — Das dritte ist ein poesievolles „Milieu", wie das katholische Volk es bietet. Und wieder sage ich — denn ich will auch bei diesem Punkte, über den sich ein Buch

schreiben ließe, nicht länger verweilen: seht die gepriesenen Modernen an: welcher Spitalgeruch, welcher Stallduft aus ihren Büchern entgegenweht! — Und endlich, was den Kern und das Wesen aller Kunst ausmacht: daß der Katholik es nicht verlernt hat, im Kleinen und Vergänglichen das Große, Unendliche, in allen Erscheinungen des Erdenlebens den Abglanz des Göttlichen zu sehen.

Und das alles sollen katholische Dichter preisgeben, nur um der herrschenden Mode willen, um der Ehre willen, von der tonangebenden und im Grunde sowenig achtbaren Kritik gelobt zu werden, um einiger Tantiemen wegen?

Aber das meinen unsere Freunde nicht so. Sie meinen, wir sollten nur nicht andere vor den Kopf stoßen. Liebe Freunde, das werden wir, ohne uns als Katholiken völlig preiszugeben, überhaupt nicht zustandebringen. Jene anderen werden sich immer getroffen fühlen, wenn nicht durch das, was wir verschweigen oder verneinen, und sie werden verstimmt sein über unser bloßes Erscheinen auf dem literarischen Ringplatz und dann erst noch geärgert oder auch gelächert durch unsere Vermummung, zu der wir uns verstehen sollen.

Aber wir möchten doch wenigstens nur nicht offensiv vorgehen! . . . Offensiv? Nun, das ist noch keinem von uns je eingefallen! Nein, nie eingefallen! Wir Katholiken sind wahrlich nicht zur Offensive erzogen und nicht dazu veranlagt. Wie anders tolerant, wie anders liberal sind doch immer

wir Katholiken im Gegensatze zu allen Andersdenkenden!

Wenn je einer aus unserem Kreise an den Gegner herantrat, dann geschah es gewiß nicht um anzugreifen, sondern um einen Angriff abzuwehren, abzuwehren nicht von sich, sondern von seinem Volke.

„Dann ist's nicht Dichtung mehr, dann ist's nicht Kunst!" — Aber die Kränze sind wohl verdient, die man einem Frenssen windet, der in seinem Hilligenlei dem ganzen christlichen Volke, dem evangelisch- wie dem römisch-gläubigen den Affront antut, an Stelle der Evangelien sein monströses Zerrbild Christi zu setzen! Das nimmt man hin — wer wird rechten mit dem Dichter? Uns Katholiken, wenn wir festhalten am Glauben unserer Väter und ihn, wo's not tut, verteidigen, uns wirft man unästhetische Tendenzen vor, das will man uns im Namen der Kunst verwehren! Ich denke im Gegenteile: daß es die erste und schönste Pflicht des Dichters ist, sich in den Dienst seines Volkes zu stellen, und daß sich jene, welche hier von den unsterblichen Nicolais gescholten werden, dereinst im Parnaß in der allerbesten Gesellschaft, unter den Größten aller Nationen befinden werden.

Aber, sagt man uns wieder, wie könnt ihr dann verlangen, von dem ganzen Deutschland beachtet zu werden, wenn ihr selber keine Rücksicht nehmen wollt auf die nichtkatholische Mehrheit des deutschen Volkes?

Ich habe schon bemerkt, daß wir uns damit ab-

gefunden haben oder wenigstens damit abfinden sollten, wenn's not tut und sein muß, auf einen Erfolg zu Lebzeiten zu verzichten. Ich habe dies begründet mit dem Hinweise auf die heute bestehenden Verhältnisse, die zu ändern wir so bald nicht hoffen können. Aber nun gehe ich weiter und sage: wir würden, wenn wir durch Zurückstellung unserer Gesinnung den Erfolg durchaus erzwingen wollten, uns selbst am meisten schaden.

Für wen doch sind wir zunächst berufen, zu arbeiten? Doch wohl für diejenigen, die uns am nächsten stehen, für unsere engeren Heimatgenossen. Die Heimat hat das erste Recht auf uns. Und nur, indem wir die Heimatkunst pflegen, werden wir zugleich das Beste, dessen wir fähig sind, leisten. Es liegt, behaupte ich, im Interesse der deutschen Nationalliteratur, daß Protestanten für Protestanten schreiben, Katholiken für Katholiken und jene Übermenschen der Großstädte für ihresgleichen: Und wir nun, wir schreiben nicht für die Chaise longue und nicht für jene, die unserem religiösen Empfinden, unserer ganzen Gemüts- und Denkart fremd, ja feindselig gegenüberstehen; wir schreiben zunächst für jenen Teil unseres ethnographisch so verschiedenartigen, konfessionell zerrissenen deutschen Volkes, aus dem wir hervorgegangen und von dem wir verstanden werden, dem wir unser Können zumeist verdanken und unser Können hinwider schuldig geworden sind.

Wie sollten denn nun wir, die wir in einem

katholischen Stamme wurzeln, unsere katholische Art verleugnen können, ohne zugleich auch unsere nationale Art und unsere Individualität zu verleugnen?

Und, Gott sei Dank, wir haben es nicht nötig, weder das eine noch das andere. Wir sind ebenso gute Deutsche als nur irgendeiner und — sind nicht subaltern. Wir fürchten nicht, daß ein geehrter Vorgesetzter unseren devoten Gruß übersehen könnte, und werden uns nicht glücklicher fühlen, wenn er denselben huldvoll lächelnd zu erwidern geruht. In summa: Was wir sind, gedenken wir zu bleiben, und wie wir sind, uns zu behaupten. Unser Streben ist: soviel wie möglich unser Können auf eine hohe Stufe zu bringen; über Erfolg und Mißerfolg des Tages mit weitem Blick hinwegzusehen, dem deutschen Volke, und zwar zuvörderst unsern Stammes- und Glaubensgenossen zu nützen und auf solche Weise den Katholizismus in der deutschen Nationalliteratur nicht auszuschalten, nein, so Gott will, redlich einzubürgern.

(Aus „Dem Gral" 1907, 10. Heft.)